

Information und Ausdruck

Michael Giesecke

plädiert für eine Ontologie der Medien, die aus der Kommunikationsform des Gesprächs lernen soll.

Ein Interview

in der Frankfurter Rundschau, 17. Juni 2000

FR: Anfang der 60er Jahre, bevor die große kulturelle Umwälzung losging, hat Marshall McLuhan die Mediengesellschaft als eine selbstbezügliche geschildert. Sei Leitsatz „the medium is the message“ ist legendär. Bei Ihnen, scheint mir, liegt ein anderer Ansatz vor: Das Medium geht in die Umwelt ein, ja es wird Umwelt – und verändert die Wahrnehmung und das Denken; es bringt gegebenenfalls neue Medien hervor.

Michael Giesecke: Ich selbst habe von McLuhan viel gelernt und halte ihn eigentlich auch für den wichtigsten Medientheoretiker. Seine Grundidee war doch die, dass alle Medien so sich wie die übrigen Werkzeuge auch, Verstärkungen unserer Sinnesorgane und unseres Denkens. Und das ist auch ein richtiger Ansatz. Sie verstärken unsere körperlichen Ausdrucksmöglichkeiten in der einen oder anderen Richtung. Sie spezialisieren und differenzieren damit auch manche Sinne aus, manche mehr, andere weniger. Es war McLuhans Überzeugung – die ich teile –, dass sich die Neuzeit im wesentlichen auf die Entwicklung des visuellen Sinns und auf das rationale Denken konzentriert hat. Nun ist es aber so: Sobald wir kommunikationstheoretisch an die Sache herangehen, werden wir als Menschen zur Umwelt von unseren Kommunikationspartnern. Das heißt, unser leibliches Verhalten ist ein Informationsmedium, im günstigsten Fall Kommunikationsmedium, für unser Gegenüber. Deshalb muss man diesen Medienbegriff immer doppelt sehen: ***Informationsmedium*** einerseits, ***Ausdrucksmedium*** andererseits. Diesen ambivalenten Charakter muss man im Auge behalten. In der augenblicklichen medien- und kommunikationstheoretischen Diskussion ist es nicht immer klar, in welchem Sinne der Medienbegriff benutzt wird.

Die Unterscheidung zwischen Informations- und Ausdrucksmedium scheint mir aber sehr sinnvoll zu sein. Paul Watzlawick, der ja genauso bekannt geworden ist wie McLuhan, hat gesagt: „Wir kommunizieren immer.“ Ich halte die These für unglücklich und würde selber sagen: Wir sind gezwungen, immer Informationen zu verarbeiten, auch im Schlaf. Aber die Frage ist doch, ob wir nicht höhere Bedingungen an die Kommunikationsfähigkeit stellen sollten, um uns darüber klar zu werden, welche zusätzlichen Bedingungen erfüllt sein müssen, damit aus Informationsverarbeitung Kommunikation wird.

Hier kommt auf jeden Fall der Aspekt der Rückkopplung und der Interaktivität hinein. Reduktion von Kommunikation auf einfache Informationsverarbeitung – Wahrnehmung oder Darstellung –, das finde ich ganz schlecht. Wir haben

vielmehr das Recht und stehen auch vor der Notwendigkeit, den Kommunikationsbegriff zu gestalten und zu schaffen, den wir brauchen, um in unserer Gesellschaft miteinander auszukommen. Man kann Kommunikationsbegriffe nicht finden, sondern wir müssen sie konstruieren – genauso wie wir unser Verständnis von Demokratie konstruieren müssen, indem wir uns fragen: was sind deren konstitutive Elemente? Deshalb haben wir meiner Meinung nach die Pflicht, zu überlegen, ob wir einen so verdünnten und faden Begriff von Kommunikation zulassen, der sich in Wahrnehmung, Denken oder Darstellungshandlungen auflösen lässt, oder ob wir daran höhere Ansprüche stellen.

Friedrich Kittler, an dem die Literaturwissenschaftler inzwischen ja nicht mehr vorbeikommen, scheint die Medien einerseits, quasi marxistisch, zur Basis erklärt zu haben, der dann ein – kontingenter, also letztlich beliebiger – ideologischer Überbau aufgesetzt wird. Ferner interessiert ihn die Herkunft insbesondere elektronischer Medien aus der Kriegstechnologie. Er sucht, könnte man vielleicht sagen, den Krieg im Alltag wieder; wobei er natürlich betont, dass der Schauplatz des Krieges längst nicht mehr allein Erde und Boden sind, sondern eben auch – der Computer. Bei Ihnen ist diese Fixierung auf Kriegstechnologie nicht zu erkennen. Halten Sie Kittlers Ansatz für zu dämonisch?

Naja, wenn der Krieg der Vater aller Dinge ist, dann sind der Friede und die Liebe die Mutter aller Prozesse. Ich glaube nicht, dass man diese beiden Seiten auseinanderreißen sollte. Wir leben in einer Welt, die durch Paradoxien und Ambivalenzen gekennzeichnet ist. Wenn Sie mich jetzt fragen würden, welches Konzept von Aufklärung ich habe, dann würde ich sagen: aufzuklären, welche Paradoxien in der Welt sind und welche Ambivalenzen. Mein Ziel wäre es niemals, nur die eine Seite hervorzuheben.

Es ist natürlich völlig richtig festzustellen, dass viele Medien zunächst einmal zu Kriegszwecken entwickelt wurden. Beim Buchdruck ist das nicht der Fall, und beim Computer gibt es ja die beiden bekannten Beispiele: Konrad Zuse, der abgelehnt wurde von Hitler und der Kriegsmaschinerie und alleine vor sich hinwerkeln musste, und Alan Turing und die amerikanische Entwicklung, die von den Militärs gesponsert wurde. Es gibt für beides Beispiele, und es ist auch sinnvoll, wenn man sich darum kümmert, diese beiden Seiten zu beleuchten.

Aber ich denke nicht, dass man gut daran tut, mit nur einem Konzept an die Mediengeschichte heranzugehen. Historisch gesehen hat Kittler allerdings das Verdienst, dass er als Geisteswissenschaftler auf die Materialität der Medien hingewiesen hat. In dieser Hinsicht fühle ich mich ganz im Einklang mit ihm – und habe in meinem „Buchdruck“-Buch auch darauf hingewiesen, wo es mein Anliegen war, zunächst einmal das technische Funktionieren des Drucks zu erkennen.

Der tiefe Unterschied zwischen uns liegt darin, dass ich eine Ontologie der Medien für nötig halte. Es gibt, denke ich, unterschiedliche Emergenz-Niveaus, auf denen Medien erscheinen können. Das ist mir insbesondere durch meine Tätigkeit bei den Naturwissenschaftlern deutlich geworden, die natürlich auch

von Informationsverarbeitung sprechen, wenn sie bei Pflanzen die biochemischen Vorgänge untersuchen. Da emergiert Information auf einem anderen Niveau als in Büchern. Information ist hier an andere Stofflichkeit gebunden. Und wenn man das Ganze evolutionsgeschichtlich betrachtet, dann muss man in der Tat feststellen, dass der Mensch in der Geschichte der Erde erst ein Spätprodukt ist.

Wieso sollte erst mit ihm Information in die Welt gekommen sein? Das vermag ich nicht zu verstehen. Ich halte eine solche Ansicht auch für gefährlich, weil sie Hierarchien in die Welt bringt und das Betrachten der ökologischen Kreisläufe erschwert. Dem Menschen wird fälschlicherweise eine Spitzenstellung eingeräumt. Was treibt uns, alle Information auf Erkenntnis und Darstellungsleistungen des Menschen zurückzuführen?

Wir müssen davon ausgehen, dass es Medien gibt, die aufgrund des Emergenzniveaus der Information zu unterscheiden sind. Und das ist auch aus einem anderen Grund wichtig. Wir sind ja als Menschen multisensuelle Wesen. Wir haben verschiedene Sinnesorgane. Unser Geruchsempfinden ist beispielsweise gebunden an bestimmte chemische Vorgänge, wohingegen unser Sehen sehr viel stärker auf die physikalische Umwelt reagiert. Wenn wir meinen, dass Multimedialität ein Konzept ist, dem in unserer Gegenwart eine besondere Bedeutung zukommt, dann kommen wir nicht umhin, verschiedene Medien zu unterscheiden.

Die Medien sind so unterschiedlich, dass wir sogar unterschiedliche Sinne brauchen, um sie überhaupt wahrnehmen zu können. Die wichtigste Aufgabe der Zukunft wird es sein, das Zusammenwirken dieser Sinne besser zu verstehen und zu nutzen.

Die Buchkultur als eine monomediale Kultur konnte sich darauf beschränken, im Wesentlichen mit einem Medium auszukommen und die Sprache für das wichtigste Medium in der zwischenmenschlichen Verständigung zu halten. Es gibt aber sehr, sehr viele Beispiele, bei denen die Sprache unwichtig ist. Die meisten Liebesbeziehungen fangen nicht an, weil man miteinander viel und gut geredet hat, eher im Gegenteil. Über die Medien, die hier eine große Rolle spielen, wissen wir nahezu nichts. Das gehört zum Tagebau der Buchkultur, der alles verschüttet hat, was nicht mit dem Sehen und Lesen zu tun hat.

Das wäre vielleicht der Moment, noch einmal auf Ihren eigenen kommunikationstheoretischen Ansatz zurückzukommen, mit dem Sie sich dem Medium nähern. Mit welcher Leitfrage gehen Sie denn vor?

Ich glaube nicht, dass wir mit einer Perspektive unsere zwischenmenschliche Kommunikation verstehen können. Ich habe es immer wieder mit einer Perspektive versucht, aber wenn ich mich zurückgelehnt habe, fehlte mir immer irgendwas. Mittlerweile arbeite ich mit drei wesentlichen Perspektiven. Die erste ist relativ einfach zu verstehen, weil sie praktisch von jedem Kommunikationstheoretiker geteilt wird: Man kann Kommunikation als einen *Vernetzungsprozess* betrachten, zwischen Personen oder zwischen Tier und Mensch und so weiter. Dann kann man sich fragen, wie es mit den

Rückkopplungen steht, ob diese neu kombiniert werden müssen – oder ob wir neue brauchen.

Die älteste menschliche Kommunikation ist ja die face-to-face-Interaktion, in der die Beteiligten relativ selbstorganisiert entscheiden können, wann der eine und wann der andere spricht. Interaktion also wäre eine Form. Eine weitere Form der Vernetzung ist die hierarchische Organisation, wieder eine andere die, die schon der Buchdruck genutzt hat: der Markt. Und nun stehen wir vor der Frage: Welche Formen der Vernetzung wollen wir in der Informationsgesellschaft haben? Und vor allem: Brauchen wir für die Gestaltung des Internets Rückkopplungsmechanismen, die mehr sind als eine bloße Kombination der bislang genutzten? Diese Fragen wird unsere Kultur in den nächsten Jahrzehnten klären.

Die zweite Perspektive, unter der ich Kommunikation betrachte, ist *Informationsverarbeitung*, und zwar kooperative Informationsverarbeitung. Da kommen wir auf den ersten Aspekt wieder zurück, also die Frage, ob wir zwischen einfacher Informationsverarbeitung und komplexen, kommunikativen Formen unterscheiden sollten. Wollen wir bestimmte Formen der Informationsverarbeitung kulturell prämiieren?

Der dritte modelltheoretische Aspekt ist eigentlich der interessanteste: Kommunikation als ein *Emergenzphänomen*, als ein Phänomen der Resonanz oder Widerspiegelung. Etwas, das wir erst im Nachhinein bewerten können, also die Beantwortung der Frage: Hat Kommunikation stattgefunden oder nicht? Wir müssen in jedem Fall mehrere Theorien verwenden, damit im Aufbau der Theorie gewissermaßen schon die Notwendigkeit zur Kommunikation enthalten ist. Dann hat man es nicht mit einem faschistischen Apparat zu tun, der einem eine bestimmte Form der Kommunikation aufzwingt.

Es bleibt also festzuhalten, dass Ihr kommunikationstheoretischer Grundansatz per se demokratisch ist.

Auf jeden Fall, das ist wichtig.

Die neuen Medien, schreiben Sie, entlasten das Bewusstsein aufgrund der Vielfalt von Sinnesreizen und deren Geschwindigkeit. Obwohl Sie den Begriff selbst nicht gerade häufig benutzen, heißt das wohl: Die neuen Medien sprechen das Unbewusste an. Da Sie eine entschiedene optimistische, undämonische Perspektive wählen, frage ich mich, welche Schlüsse Sie aus dieser Diagnose ziehen?

Wenn ich von Sensualität spreche, dann muss ich auch das Multiprozessorale berücksichtigen. Ich muss davon ausgehen, dass der Mensch zugleich Information der unterschiedlichsten Art parallel verarbeiten kann. Denn Gott sei Dank ist der Mensch ein extrem parallelverarbeitendes Wesen – darüber freue ich mich immer. Es ist schlecht, wenn man sagt: Wir wollen nur einen Prozessor sehen, den Verstand. Schon Freud hat es ja versucht, indem er sagte „Wo Es war soll Ich werden“, was niemals gelingen wird. Aber immerhin: Es ist schon ein Gewinn, wenn man neben dem Verstand noch das Unbewusste oder das Gefühl

akzeptiert. Und es ist nicht zufällig, dass so ein Buch wie Emotionale Intelligenz im Moment ein Bestseller ist. Wenn wir diesen Bereich etwas besser verstehen würden, wären wir in unserer Kulturentwicklung ein bisschen weiter.

Wenn ich nicht irre, dann interessieren Sie sich für so etwas wie den „richtigen“ Umgang mit neuen Medien? Auffällig ist in diesem Zusammenhang, dass Sie das gute alte Gespräch dabei keineswegs vergessen.

Ich selber habe ja durch meine berufliche Entwicklung zwei Seiten kennen gelernt: auf der einen Seite habe ich mich ganz traditionell um die Schriftkultur gekümmert, auf der anderen Seite habe ich, durchaus auch therapeutisch interessiert, Kommunikationstraining und Supervision gemacht, zum Beispiel in meiner Arbeit am Fachbereich Gartenbau-Ökonomie, wo ich den Naturwissenschaftlern Gesprächsführung beigebracht habe. In den neuen Medien scheinen sich diese in meiner Biographie lange unvereinbar scheinende Zweiseitigkeit erstmals zu verbinden. Was ich über die Dynamik der Gruppengespräche und die Struktur der Selbstreflexion herausgefunden habe, wiederholt sich im Internet. Modulare Organisation von Information ist beispielsweise sowohl ein Prinzip von Gruppengesprächen als auch von Hypertexten.

Hier geht es unter anderem um die interessante Frage: Was sind denn Gestaltungsformen von Informationen, die spezifisch sein könnten für das Internet? Welche Form von wissenschaftlichen Modellen trägt nicht mehr die Muttermaße der Buchkultur? Hier greife ich auf meine Forschung zum Buchdruck zurück, der ja als damals neues Medium ebenfalls die Wissensformen extrem geprägt hat. Die Frage lautet heute wie vor 500 Jahren: Wie müssen diese Modelle aussehen, wenn sie die Ressourcen des neuen Mediums nutzen wollen?

Ein Modell wird sein, dass man das wissenschaftliche Grundprinzip der Neuzeit aufhebt, das besagt: Tue so, als ob die Zeit stillsteht. Dieses Modell musste im 15., frühen 16. Jahrhundert erst mühsam entwickelt werden. Die Botaniker der frühen Neuzeit haben ihre Pflanzen abgezeichnet, und als sie noch zeichneten, veränderte sich die Pflanze schon. Oben vertrocknete sie, während es unten noch grünte und spross. Deshalb musste erst die Vorstellung entwickelt werden, so zu tun, als verändere sich nichts. Sonst käme eine Beschreibung nicht zum Ende, man könnte unendlich weiter beschreiben (bzw. abzeichnen).

Dieses Prinzip wird aufgehoben, wenn ich beispielsweise ein interaktives Organigramm auf einer CD-Rom gestalte. Es beginnt unfertig, und auch die letzte Darstellung bleibt eine jederzeit überholbare Variante. Internetspezifische Beschreibungen orientieren sich nicht am Perfektionsideal der Buchkultur. Schon eher greifen sie auf ästhetische Kriterien zurück. Dies ist übrigens ein Grund, warum eine Erziehung zum Umgang mit den neuen Medien eine starke ästhetische Komponente – Design, würde Norbert Bolz sagen – braucht.

Kunst und Gespräch haben mir den Zugang zu den neuen Medien erleichtert. Ich sehe sehr deutlich, dass genau jene Grundprinzipien sozialer Informationsverarbeitung, die das Gespräch steuert, notwendig sind, um die

technisierte, digitalisierte Informationsverarbeitung zu gestalten. Und das ist ein Punkt, der mich sehr stark abgrenzt von meinen publizistischen Kollegen, die eher von der *technisierten* Kommunikation ausgehen, um das neue Medium zu verstehen. Da die bislang vorliegenden traditionellen technisierten Medien aber auf *interaktionsfreier* Kommunikation aufbauen, führt von diesen kein so direkter Weg zu den neuen Medien. Der direktere Weg führt tatsächlich über das Gespräch als der rückkopplungs- intensivsten und im übrigen am stärksten multimedialen Kommunikationsform.

Das Interview führte Ina Hartwig